

Marburger Zeitung.

Nr. 40.

Mittwoch, 3. April 1866.

v. Jahrgang.

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Die Spannung zwischen Wien und Berlin hat einen so hohen Grad erreicht, daß die Verhandlungen beinahe gänzlich ruhen. Weder die Zuchthausverordnung, noch die räuberische Absicht Preußens auf die Herzogthümer scheint am Wiener Hofe einen so peinlichen Eindruck gemacht zu haben, als die Unterhandlung mit dem Abgesandten des Königs von Italien: der Glaube an die Möglichkeit einer Verständigung mit Preußen dürfte nun wohl geschwunden sein. —

Die deutschen Bundesregierungen haben auf Bismarck's Rundschreiben nicht allein geantwortet: „daß sie ihrer Bundespflicht auf alle Fälle und in voller Ausdehnung Genüge leisten und daß sie sich gegen den Feind würden, der sich des Bundesbruchs schuldig mache“, sie scheinen auch ernstlich an die Abwehr eines preussischen Handstreichs zu denken. Wie aus München geschrieben wird, hat Sachsen bereits den Abschluß eines Militärvertrages angebahnt, auf Grund dessen ein bairisch-württembergisches Heer im Königreich Sachsen erscheinen würde, um eine preussische Gewaltthat vereiteln zu helfen. Es verlautet, auch die thüringischen Lande werden an diesem Vertrage Theil nehmen, der allerdings geeignet wäre, zu Gunsten Oesterreichs schwer ins Gewicht zu fallen.

Ten seit's des Mincio herrscht in militärischer Beziehung eine große Regsamkeit: die Urlauber werden einberufen, und ist dies einmal geschehen, so dürfte ein Heer unter Waffen sein, das etwas mehr bedeutet, als eine bloße Demonstration gegen Oesterreich. Daß man übrigens auf dieser Seite des Grenzflusses nicht unthätig ist, zeigt die Nachricht, der zu Folge in den Festungswerken von Mantua Bombenmörser, welche ohne Bassetten umgestürzt lagen, schußgerecht hergestellt werden.

In Paris beginnt man die Lage der Dinge für wirklich ernst zu halten. Die Nachrichten aus Deutschland sind es jedoch nicht allein, welche Unruhe erregen; auch das Auftreten Rußlands flößt Besorgnisse ein, besonders da man befürchtet, daß diese Macht nicht allein auf Preußen und Italien, sondern auch auf Amerika zu zählen gute Gründe habe. In den Regierungskreisen sind die Besorgnisse nicht geringer, als im Publikum, zumal da die letzten Nachrichten aus Mexiko sehr ungünstig lauten.

Die englische Regierung hat in Anbetracht der Erfolglosigkeit

ihrer bisherigen Versuche, in Berlin im Sinne des Friedens zu wirken, in Paris den bestimmten Antrag gestellt, gemeinsam und identisch einen förmlichen diplomatischen Schritt in Berlin zu unternehmen. Der französische Minister Drouin konferirte hierüber sofort mit dem Kaiser Napoleon. Die Annahme des englischen Antrags von Seite Frankreichs ist so wahrscheinlich, als es kaum zu bezweifeln ist, daß auch diese Friedensvermittlung ohne Erfolg bleiben wird.

Die Fenier in den Vereinigten Staaten fahren fort, Geldsammlungen zu veranstalten, Waffen und Munition anzuschaffen und Mannschaften anzuwerben. Auf einem in Boston abgehaltenen Massenmeeting wurden 10,000 Dollars gezeichnet; auf einem Meeting in Chicago wurden zahlreiche Rekruten angeworben, die mit Revolverbüchsen ausgerüstet werden sollen. Zwei Fenier-Kompagnien sind in Louisville vom Major Maagan, General-Adjutanten von Kentucky, organisiert worden. Der Stadtrath von Newyork hat Beschlüsse gefaßt, welche die fenische Bewegung aufheben und aufmuntern. Wie es heißt, hat der britische Gesandte bei der Unions-Regierung darauf gedrungen, ihrer Mißbilligung des Feniertreibens öffentlich Ausdruck zu geben. Herr Seward soll erwidert haben, daß die Bewegung sicher gefährlicher Natur sei. So lange indessen die Leiter derselben sich innerhalb der gesetzlichen Schranken hielten, könne die Regierung sich nicht einmischen; wenn sie den Befehlen zuwiderhandeln sollten, würde sie eine Proklamation erlassen.

Ein volksthümliches Heer.

(Schluß.)

Marburg, 3. April.

Das Wesen des Volksherees bedingt es, daß jeder Krieg der Eidgenossen zu einem Volkskriege wird, zu einem Kampfe von Berg zu Berge, von Haus zu Hause — zu einem Kriege bis aufs Messer, an welchem sich nicht nur alle wehrfähigen Männer betheiligen... in dem, wie die Schweiz manche Beispiele aufzählt, nöthigenfalls sogar die Weiber mitsechten.

Das schweizerische Heer hat nur den Zweck, das Vaterland zu schützen: es wird immer nur ein Vertheidigungskrieg sein, wenn die Gefahr zu den Waffen ruft. Das Heer lagert auf heimischer Erde, kennt Weg und Steg, ist im Besitze aller Mittel und hat das Volk hinter sich:

Im rothen Krug.

Von
J. Lemme.

(Fortsetzung.)

Der Baron wandte sich an den runden, dicken Herrn. Dieser frühstückte behaglich. Der Baron nahm ihn auf ihn die Seite. „Sie haben sich erkundigt, lieber Polizeirath?“ Er sprach vornehm herablassend. Der kleine dicke Polizeirath antwortete ihm etwas ungenirt. Er war schon ein Mann in gezeigten Jahren, während der Baron noch recht jung, vielleicht kaum fünfundsiebzig Jahre alt war. Erfahren hatte jener in der Welt auch wohl mehr als dieser, und wenn auch der vornehme Baron ihm schien befehlen zu können, so mochte es doch ein eigenthümliches Verhältniß sein, in dem die Beiden zu einander standen. „Ja“, sagte der Polizeirath, „wir sind hier drei Meilen vom rothen Krüge und bekommen Pferde dahin.“ „Und unsere Gensdarmen?“ fragte der Baron. „Sind nicht hierher gekommen, müssen sich also schon ein paar Meilen von hier haben überlassen.“ „Desto besser! Hier ahnt man von unserer Mission nichts?“ „Gar nichts.“ „Noch Eins, kennen Sie die junge Dame dort?“ „Nein.“

Dann erst sah der Baron sich das junge Paar wieder an, und nun ging er auf die Beiden zu, und als er bei ihnen anlangte, gab er dem Offizier sehr freundlich die Hand und sagte zu ihm: „Ah, Baron Plessen! Sehr erfreut, Sie so unerwartet hier zu treffen! Der Offizier hatte den Baron noch nicht gesehen, er wurde verlegen. „Baron Stromberg! Wie kommen Sie hierher?“ „Eine Geschäftsreise! Aber darf ich mich nach dem Befinden Ihrer Frau Gemahlin erkundigen?“ Das war eine boshafte Frage, wie gemessen und theilnehmend sie vorgebracht wurde. Der Offizier wurde beinahe leichenblau. Die junge Dame wurde von einer dunkelglühenden Röthe übergossen und es war diesmal kein Erröthen des Glücks. Für den Offizier trat freilich ein Glücksfall ein. Der Kondukteur der Fahrpost erschien in dem Zimmer und kündigte an, daß der Wagen wieder abgehe. Der Offizier sprang schnell auf, und empfahl sich leicht der Dame. „Eine weitere glückliche Reise, mein Fräulein!“ Dann ver-

abschiedete er sich von dem Baron: „Auf Wiedersehen in der Residenz, Baron!“ Er folgte eilig dem Kondukteur aus dem Zimmer.

Der Baron nahm ruhig den Platz neben der reizenden jungen Dame ein, den der Offizier verlassen hatte. Er schien auch gegen sie boshaft werden zu können, aber ehe er sprach, sah er ihr doch in das Gesicht, und es war in dem schönen, noch so jungen Gesichte alles so lieb und so brav und so unschuldig und unerfahren, und so unglücklich sah es auf einmal auch aus, daß der Baron zu sich sagen mochte: Ah, die hat wohl noch nicht viel von der Welt gesehen, und der Plessen war wohl der erste, der ihr den Hof und zugleich etwas weiß machte! Und er sprach mit freundlicher Miene zu der jungen Dame. „Sie kennen den Lieutenant von Plessen?“ „Ich habe ihn im Postwagen kennen gelernt.“ „Sie kommen aus der Residenz?“ „Ja.“ „Und werden noch weit reisen?“ „Nur noch wenige Meilen.“ „Das freut mich, mein liebes Fräulein. Sie sind so schön und noch so unerfahren, da dürften Sie eigentlich nicht allein reisen.“ Der Baron sprach so herzlich, fast väterlich herzlich. Er war ein junger hübscher Mann, ein vornehmer Baron.

Die Dame war noch so jung, ihr Wesen war so natürlich und einfach; man konnte trotz ihrer prächtigen Gestalt meinen, fast noch ein Kind vor sich zu sehen. Sie war verwirrt geworden; eine glühende Röthe überzog wieder ihr Gesicht. In ihr Auge schien sich eine Thräne zu drängen. Das Gefühl der Verwirrung und der Verdruss darüber spiegeln sich bei jungen Gemüthern leicht in einem feuchten Auge wieder. Der Baron sah es. „Ah, mein liebes Fräulein“, sagte er schnell, „Ihr reines, unschuldiges Herz wird Sie dennoch immer bewahren!“ Er konnte auch gutmüthig sein, ungeachtet jener Bosheit. Das junge Mädchen sah mit dem tief errötheten Gesicht ihn liebevoll und dankbar an. Das hübsche Gesicht des Barons hing an, vor Glück seine gemessene, steife Glätte zu verlieren. Er wollte weiter sprechen.

Auf einmal sah er die junge Dame an seiner Seite erblaffen, auf ihrem Sitze unruhig werden, nach der Thür des Zimmers hinstarren. Er folgte ihrem Blick. Die Thür hatte sich im Moment vorher geöffnet. In ihr stand der junge Landmann mit den schwarzen krausen Locken, den blühenden Augen. Die blühenden Augen sahen suchend in dem Zimmer umher. Sie erblickten die junge Dame, sie sahen sie neben dem hübschen

in einem solchen Kampfe ist das Heer unbeflegbar und müßte es dennoch unterliegen, so würde ein ganzes Volk aus den Reihen der Lebendigen gestrichen und das ist im geistlichen Europa nicht mehr möglich.

Die Waffen der eidgenössischen Wehrmänner sind gut, ja! es dürfte ihr Järgergewehr von keiner Waffe in einem stehenden Heere übertroffen werden. Das Kriegsmaterial entspricht jederzeit den strengsten Anforderungen. Die Fertigkeit im Gebrauche der Waffen können selbst politische Gegner der Eidgenossen, können Gegner der Volkswehr selbst ihnen nicht bestreiten. Das Schießen ist und bleibt eine Lieblingsache der Männer: nicht nur die Uebungen der Truppen — auch die Schießstände, die Schützenfeste beweisen es zur Genüge Im Einzelgefecht kommt dem schweizerischen Wehrmann nicht blos das Vertrautsein mit der Waffe sehr zu Statten — mehr als bei den meisten stehenden Heeren ist gerade das Einzelgefecht die Hauptstärke desselben. Zur körperlichen Gewandtheit gesellt sich die persönliche Ueberzeugung, welche den Eidgenossen in den Kampf treibt — gesellt sich die richtige Erwägung der Folgen, die sich an Sieg oder Niederlage knüpfen. Die weltberühmten Schweizer Schlachten haben sich besonders durch das Einzelgefecht ausgezeichnet und wenn eine Tugend von den Urvätern auf die Enkel sich fortgeerbt hat, so ist es die persönliche Tapferkeit.

Die Franzosen marschiren bekanntlich sehr schnell: noch schneller aber marschiren die Schweizer. Als vor einigen Jahren der verbannte französische General Ghangarnier bei Gelegenheit eines größeren Truppenzusammenzuges vor schweizerischen Wehrmännern sich staunend und verwundernd darüber äußerte, gaben diese ihm zur Antwort: „Wenn wir in die Schlacht ziehen, so müssen wir trachten, unseren Feinden so rasch als möglich näher zu kommen — dann sind wir Sieger!“

In Ertragung von Mühsal und Beschwerden übertrifft der schweizerische Wehrmann den Soldaten eines stehenden Heeres. Das Kasernenleben macht nicht seinen nachtheiligen Einfluß auf ihn geltend — er ist, einige Wochen oder Tage im Jahre abgerechnet, mit bürgerlicher Arbeit beschäftigt, und entwickelt fort und fort alle Kräfte — er ist als Bürger entsprechend genährt und wird im Dienste, im Kriege verpflegt, wie es bei einem stehenden Heere wegen der unerschwinglichen Kosten nicht möglich ist.

In der Manövrierfähigkeit bleiben die eidgenössischen Wehrmänner hinter stehenden Heeren nicht zurück: die lange Uebung, Ordnung zu halten und Bewegungen auszuführen, welche Soldaten eines stehenden Heeres gegen die Volkwehr voraus haben, ersetzt bei dieser vollkommen die Lust zur Sache, der eifrige Wille, die natürliche Begabung, die bei größeren Zusammenjügen der Truppen beim Ausrücken in's Feld (wie z. B. im Sonderbundskriege und gegen die Preußen) überraschend wirken.

Die Mannszucht ist beim schweizerischen Heere tadellos, obgleich — sagen wir lieber — weil sie auf anderer Grundlage beruht, als bei stehenden Heeren: der Gehorsam ist kein blinder, sondern ein bedingter — Verfassung und Gesetz beschränken die Gewalt des Befehls und die freie, vernünftige Erkenntniß von der Nothwendigkeit zieht der Willfür des Einzelnen die unerläßlichen Schranken.

An guten Führern im Kriege hat es den Schweizern nie gefehlt, weder in alter Zeit, noch in unseren Tagen, wo die Namen Dufour und Biegler von jedem Fachmanne mit hoher Achtung genannt werden. Doch ist bei keinem Heere die Führung eine so leichte, als bei dem schweizerischen, welches, aus Bürgern aller Berufsclassen zusammengesetzt, die Blüthe der Jugend, die tüchtigsten Männer vereint.

Dieses Volksheer hat die freie Staatsform der Schweiz seit fünfhundert Jahren nicht nur erhalten, sondern auch die zeitgemäße Entwicklung gesichert — es hat der Schweiz die Selbstständigkeit bewahrt. Die Verfassung des schweizerischen Heeres schont die Mittel des Volkes im

Frieden, um sie im Kriege opfern zu können — und es opfert dieselben so gerne, wie vielleicht kein anderes Volk: es hat ja einen Boden, auf welchem der Mensch, der Bürger alle Bedingungen eines freien glücklichen Daseins findet — es hat ein Vaterland.

Marburger Berichte.

(Musikalisches.) Da Haydn's Tonwerk am Charfreitage dankbare Bewunderer gefunden, so wird ein Beitrag zur Geschichte desselben unsere Leser gewiß interessieren. Im Jahre 1801 erschienen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig: „Die Worte des Erlösers am Kreuze“ in Musik gesetzt von J. Haydn. Im „Vorbericht (zu der Ausgabe dieses Werkes in Partitur)“ heißt es: „Es sind ungefähr fünfzehn Jahre, daß ich von einem Domherrn in Eadig ersucht wurde, eine Instrumentalmusik auf die sieben Worte Jesu am Kreuze zu verfertigen. Man pflegte damals alle Jahre während der Fastenzeit in der Hauptkirche zu Eadig ein Oratorium aufzuführen, zu dessen verstärkter Wirkung folgende Anstalten nicht wenig beitragen mußten. Die Wände, Fenster und Pfeiler der Kirche waren nehmlich mit schwarzem Tuche überzogen, und nur Eine, in der Mitte hängende große Lampe erleuchtete das heilige Dunkel. Zur Mittagsstunde wurden alle Thüren geschlossen; jetzt begann die Musik. Nach einem zweckmäßigen Vorspiele bestieg der Bischof die Kanzel, sprach eines der sieben Worte aus, und stellte eine Betrachtung darüber an. So wie sie geendigt war, stieg er von der Kanzel herab, und fiel knieend vor dem Altare nieder. Diese Pause wurde von der Musik ausgefüllt. Der Bischof betrat und verließ zum zweiten, drittenmale u. s. w. die Kanzel, und jedesmal fiel das Orchester nach dem Schlusse der Rede wieder ein. Dieser Darstellung mußte meine Komposition angemessen sein. Die Aufgabe, sieben Abagio's, wovon jedes gegen zehn Minuten dauern sollte, aufeinander folgen zu lassen, ohne den Zuhörer zu ermüden, war keine von den leichtesten, und ich fand bald, daß ich mich an den vorgeschriebenen Zeitraum nicht binden konnte. Die Musik war ursprünglich ohne Text, und in dieser Gestalt ist sie auch gedruckt worden. Erst späterhin wurde ich veranlaßt, den Text unterzulegen, so daß also das Oratorium: „Die sieben Worte des Heilandes am Kreuze“ jetzt zum Erstenmale bei Herrn Breitkopf und Härtel in Leipzig, als ein vollständiges, und was die Vokalmusik betrifft, ganz neues Werk erscheint. Die Vorliebe, womit einsichtsvolle Kenner diese Arbeit aufnehmen, läßt mich hoffen, daß sie auch im größeren Publikum ihre Wirkung nicht verfehlen werde. Wien, im März 1801. Joseph Haydn.“ — Den Künstler hat seine Hoffnung nicht getäuscht. —

(Ein rückfälliger Dieb.) Am 23. v. M. brachten wir die Nachricht, daß in der Winzerei des Herrn Hauptmanns Seidl (Kosbach) eingebrochen worden. Sobald der Winger beim Eigenthümer den Fall angezeigt hatte, suchte dieser nach Spuren und entdeckte Fußtritte von Stiefletten, scharf ausgeprägt und in einer zierlichen Form, die auf dem Lande gar selten zu finden. Herr Seidl entwarf eine Zeichnung. Am nächsten Tag wurde Johann Koder, ein gerichtsbekannter Gauner, den man beim Einbruche in die Winzerei des Herrn Bitterl von Tessenberg ergriffen — vor den Bürgermeister von Gams, Herrn Seidl, geführt. Dieser betrachtete den Burschen vom Kopfe bis zu den Füßen und gewahrte an letzteren eine Bekleidung, die zu der abgerissenen Gestalt nicht paßte. Herr Seidl befahl ihm: „Zeig deine Schuhsohlen!“ Die Form derselben verrieth die größte Aehnlichkeit mit jenen Spuren, die Herr Seidl in der Nähe seiner Winzerei bemerkt hatte. Als Koder in das Gefängniß nach Marburg gebracht wurde, rief der Wärter bei seinem Eintritt: „Bist du schon wieder da? Wo hast du die Stiefletten, welche du mir beim Fortgehen gestohlen?“ Der Gemeindevächter von Gams, welcher

Baron, sie sahen dessen glückliches, ihr dankbar erröthetes Gesicht. Plötzlich schienen sie nichts mehr zu sehen; das frische Gesicht wurde schneeweiß. Der junge Mann verschwand aus der Thür. Die junge Dame an der Seite des Barons sah noch ein paar Sekunden unschlüssig. Dann litt es sie nicht mehr auf ihrem Platze. Sie sprang auf und eilte zu der Thür.

Auf ihrem Wege wurde sie aufgehalten. Der Postmeister war eingetreten. Er hielt sie an: „Mamsell Caroline, Ihr Wagen ist da.“ „Hier?“ fragte sie. „Auf der anderen Seite.“ „Aber der Ludwig war eben hier. Wo ist er jetzt?“ „Er läuft in diesem Augenblicke aus dem Hause. Er rannte an mir vorüber, als wenn er mich nicht kannte. Gott weiß, was er hatte.“ Die Mamsell Caroline wußte es wohl. Sie senkte tief und schwer auf. „Sie können übrigens sogleich über den Strom kommen“, fuhr der Postmeister zu ihr fort. „Der große Brahm steht schon für die Herrschaft bereit.“ „Für welche Herrschaft?“ fragte die Dame. „Für den Herrn Baron Stromberg und die Herren, die mit ihm reisen. Sie wollen auch —“

Er vollendete nicht. Unmittelbar hinter ihm räusperte sich plötzlich Jemand. Der Postmeister sah sich erschrocken um. Der kleine dicke Herr stand hinter ihm. „Wohin will die Herrschaft?“ fragte die Dame den Postmeister. „hm, hm, ich glaube, auf die andere Seite. Aber Sie können schon immer gehen.“ Die Dame verließ das Zimmer.

Der Postmeister wollte ihr folgen, doch der runde Polizeirath hielt ihn auf. „Herr Postmeister auf ein Wort.“ „Aber, ich habe ja nichts verrathen, mein Herr!“ „Ich wollte etwas Anderes von Ihnen. Sprechen Sie aber leise. Sie kannten die junge Dame?“ „Gewiß.“ „Sie ist hier in der Nähe zu Hause?“ „Auf der anderen Seite des Stromes.“ „Sie kommt aus der Residenz, wie ich hörte?“ „Sie war dort ein Jahr in der Pension.“ „Wie heißt sie?“ „Caroline Sellner.“ „Hm, hm, hm!“ Den kleinen dicken Herrn überfiel plötzlich ein heftiger Husten. Als er damit fertig war, fragte er weiter: „Ist ihr Vater nicht der Besitzer des rothen Kruges?“ „Ja wohl, und der reichste Mann in der Gegend dazu. Alle die großen Waldungen drüben gehören ihm und sein Holzhandel bringt ihm des Jahres viele Tausende ein.“ „Ei, ei“, bemerkte der kleine, runde Herr, „und der reiche Vater läßt seine Tochter so allein reisen?“ „Solche Leute nehmen das nicht so genau“, meinte der Postmeister. „Welche Leute?“ „Nun, dem alten Sellner ging es

auch nicht immer so gut.“ „Sondern?“ fragte der Polizeirath. „Nun, er hat es sich wohl sauer werden lassen, sein Vermögen zu erwerben.“ Der Postmeister wollte mit der Sprache nicht heraus. Der Polizeirath fragte etwas Anderes. „Hat der Herr Sellner viele Kinder?“ „Nur die Tochter und einen Sohn.“ „Und wer war der Ludwig, nach dem sie fragte?“ „Der ist ein angenommenes Kind im Hause. Er soll ein Findling sein.“ „Ein Findling?“ „Die Franzosen, die im Jahr 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, durch das Gebirge flüchteten, sollen ihn zurückgelassen haben.“ „Sollen? Waren Sie damals noch nicht hier?“ „Ich kämpfte bei Leipzig mit, mein Herr“, sagte der Postmeister stolz. „Ah, ah —“

Das leise Gespräch der Beiden wurde unterbrochen. Der lange, zugespitzte Reisende trat in das Zimmer. „Die Fäbire ist fertig“, meldete er dem Baron. „Brechen wir auf, meine Herren!“ sprach gemessen der Angeredete. Er ging voran; ihm folgte der kleine Polizeirath; diesem der gelbe Mann mit dem rothen Bändchen der Ehrenlegion, um den sich die ganze Zeit über eben Niemand bekümmert hatte. Den Schluß machte der lange Zugespitzte.

Der große Fährprahm lag zum Abfahren bereit. Die Fährleute saßen darin auf ihren Posten, mit Rudern und Stangen. Man wartete auf die Passagiere, die über den Strom geschafft werden sollten. Sie kamen — nach und nach. Zuerst der Reisewagen des Baron Stromberg. Er fuhr leer in den Prahm hinein. Der Baron kam mit seinen drei Reisebegleitern zu Fuße nach. Er mußte den reißenden Strom wieder bedenklich ansehen. Das Wasser schien, seit er vorhin dagewesen war, noch höher gestiegen zu sein. Die Fährleute höhnten den Postillon. Auch der sah bedenklich in das Wasser hinein. „Du fürchtest Dich wohl, Christian? Ja, das Wasser ist tief und verdammt kalt dabei, und wer darin umkommt, der kommt nicht lebendig wieder heraus.“ Sie lachten laut und lustig. „Das sind frivole Menschen“, sagte der Baron mit seinem nachdenklichen Gesichte zu dem Polizeirath. „Polizeiwidrig frivol!“ knurrte der dicke, runde Herr. „Aber warum fahren wir noch nicht ab?“ fragte der Baron. Der Polizeirath fragte den langen Zugelknöpften, der hinter ihm stand. „Schmidt, warum fahren wir noch nicht?“ „Wir warten noch auf Jemanden“, antwortete dieser. „Auf wen?“ „Auf die junge

den Dieb eingeliefert, meinte: „Vielleicht hat er sie angezogen.“ Der Gefängnißwärter forschte nach, erkannte die Stiefletten, welche Koder trug, als sein Eigenthum und der Gauner mußte barfuß in die Zelle wandern.

(Die landwirthschaftliche Filiale) versammelt sich heute zu einer ordentlichen Sitzung. Gegenstände der Tagesordnung sind: der Bericht über eine Vorstellung an die Südbahndirektion (Arbeiterfrage), die Angelegenheit, betreffend die Grazer, Wiener und Pariser Ausstellung, die Vorberathung des Programms für die 43. allgemeine Versammlung der Landwirthschaftsgesellschaft, die noch in diesem Monate abgehalten wird. Wegen den Ausstellungsangelegenheiten ist die Einladung zu dieser Sitzung nicht nur an Mitglieder der Gesellschaft, sondern auch an die Aussteller und Mitglieder des Ausstellungscomité's ergangen und ist bei der Wichtigkeit der Verhandlungsgegenstände ein zahlreicher Besuch zu wünschen.

(Aus der Gemeindestube.) In der Sitzung des Gemeindeausschusses, die morgen stattfindet, kommen zur Verhandlung: zwei Gesuche um Erhebwilligung, ein Ansuchen um Aufnahme in den Gemeindeverband, die Mittheilung des Bezirksamtes, betreffend die Erledigung des Rekurses wegen Gehaltverbesserung des Unterlehrers Herrn Possavetz, die Mittheilung des Landesausschusses über die erfolgte Bewilligung zur Abänderung der Gemeindegrenze, die Mittheilung des Bezirksamtes über die kaiserliche Genehmigung der besonderen Gemeindeordnung, sechs Gesuche um Verleihung der erledigten Spitalspründe, zwölf Gesuche um Unterstützung, vierzehn Eingaben in Bauangelegenheiten, der Bericht, betreffend die Verpachtung der städtischen Beleuchtung, das Ansuchen des hiesigen Turnvereins um Leistung eines Beitrages.

(Die Holzschützen-Gesellschaft) feiert nun (Dienstag, Mittwoch und Donnerstag) ihr Endschießen für dieses Vereinsjahr. Morgen Abends wird das Festmahl stattfinden. Anfangs November beginnen die Uebungen wieder.

(Aus dem Turnvereine.) Um auch der Lehrjugend des Gewerbestandes Antheil am Turnunterricht, diesem Körper und Geist kräftigenden Erziehungsmittel, zu gewähren, hat die Leitung des hiesigen Turnvereins den Beschluß gefaßt, für die Lehrlinge aller Gewerbe an Sonn- und Feiertagen (außer den Normatagen) von 4 bis $\frac{1}{6}$ Uhr Nachmittags eine eigene Kiege zu eröffnen. Es liegt nun an den Meistern, die Angelegenheit durch fördernde Aufmunterung der Lehrlinge zu unterstützen, damit ein recht zahlreicher Besuch dieser Turnstunden auch einen gedeihlichen Erfolg sichere.

Bermischte Nachrichten.

(Das griechische Henkeramt.) Aus Griechenland wird gemeldet: Vor einiger Zeit wurden drei Raubmörder durch das Schwurgericht in Syra zum Tode verurtheilt; sie waren unter sich durch Blutsbande verwandt. Da es gewöhnlich an Henkern fehlt und die Todesstrafe sogleich nach der Verurtheilung vollzogen werden soll, so erbot sich einer der drei Verurtheilten, die andern zwei hinzurichten, wodurch ihm die Todesstrafe erlassen wird. Dafür muß er, solange er lebt, Henkersdienste verrichten, und zu diesem Zweck wird er in Gesellschaft der Guillotine auf einem Schiff aufbewahrt zu seiner eigenen Sicherheit, denn alle Henker wurden noch gemeinemordet, wenn es ihnen nicht gelang, außer Land zu flüchten. Vor einigen Tagen nun lag das Schiff, von einer Hinrichtung in Samia kommend, im Hafen von Pyraus, und der eine Henker ermordete den andern, gerade den, welcher sein Leben durch die Hinrichtung seiner Verwandten für einige Tage erkaufte hatte.

(Ein geistreiches Wort Prevost-Paradol's.) In einer Polemik gegen den „Konstitutionel“, welcher unlängst Prevost-Paradol

wegen seiner akademischen Antrittsrede Widersprüche mit frühern Aeußerungen nachzuweisen versucht hatte, erwiderte dieser, nachdem er früher diesen Vorwurf widerlegt hatte, folgendes: „Der erhabene Verfasser von „Cäsars Leben“ (Napoleon III.) hat es in seiner Vorrede kein Fehl gehabt, daß er, indem er die Geschichte seines Helden erzählte, an das Haupt seiner Familie dachte; was ist natürlicher und entschuldbarer, als daß ich, da ich vom Verfall der römischen Freiheit zu reden hatte, der Leiden meines Vaterlandes gedachte?“

(Verbrauch von Pferdefleisch.) Der Verbrauch von Pferdefleisch hat in Berlin bedeutend zugenommen. Während im Jahre 1860 nur 613, im Jahre 1861 schon 700 Pferde geschlachtet wurden, stieg diese Zahl im Jahre 1864 schon auf 1742 und 1865 auf 2241. Der Verbrauch hat sich also in 5 Jahren fast vervierfacht und ist allein im letzten Jahre um etwa 35 % gestiegen — im Verhältniß zum Verbrauch von Rindfleisch allerdings noch gering, denn dieser verhält sich zu jenem etwa wie 4 : 100. Wer hat aber den größeren Theil des Fleisches der in den Jahren von 1844 bis 1865 in Berlin geschlachteten 10000 Pferde genossen? Eine nur annähernd genügende Antwort haben wir auf diese Frage noch nicht und es bleibt also vorläufig nur, sich mit der Frage zu trösten, warum uns eigentlich das Fleisch dieses reinlichen Thieres zu widerstehen scheint? worauf wir doch auch keine genügende Antwort haben. In einer Versammlung des berliner Thierschutz-Vereins hielt Hofkammerrath Schmidt einen ganz interessanten Vortrag über diesen Gegenstand. Er suchte jenes Vorurtheil geschichtlich dadurch zu erklären, daß bei Einführung des Christenthums in Norddeutschland der Genuß des Pferdefleisches verboten ward, auch die Israeliten kein Fleisch vom Einhufer genießen durften, welches letztere Verbot jedoch nur Gsel im Sinne hatte, denn Moses kannte wahrscheinlich noch kein Pferd, da Salomo dasselbe erst verbreitete. Wahrscheinlicher klingt die Erklärung, daß der Eckel entstand, weil Abdecker das Privilegium auf todte Pferde erhielten, u. s. w. Aber ist denn dieser Eckel wirklich überwunden? Daß dies nicht der Fall ist, geht schon daraus hervor, daß es auf jene erste Frage nur eine unvollständige Antwort gibt und dennoch beginnt dieses Fleisch in den Verbrauchslisten eine Rolle zu spielen! In Berlin wird das Pferde-Schlachthaus von einem Thierarzt überwacht, damit keine kranken Pferde zum Verkauf kommen. Verkaufsstellen sind mehrere. Dem Pferdebesitzer ist so Gelegenheit gegeben, sein Pferd noch angemessen verwerthen zu können, ohne es noch lange quälen zu lassen. Eine nicht unbedeutende Menge Nahrungsmittel ist gewonnen und außer Fleisch und Fett werden viele Gegenstände vom Pferde jetzt nützlicher als sonst gemacht. Die Pferde werden übrigens durch einen Schlag vor die Stirn und einen Stich in's Herz getödtet. Der Schlächtermeister und die Gesellen treten dem früher darüber vernommenen Urtheil bei, daß die von dem oldenburger Verein empfohlene Tödtung durch einen Pistolenschuß nicht so sicher sei.

(Richterwahl.) „Hon“ bringt aus der Feder des bekannten ungarischen Juristen Florian Simon einen längeren Artikel, welcher gegen die in einem ungarischen juridischen Fachblatte jüngst entwickelte Nothwendigkeit der Ernennung der richterlichen Beamten durch die Regierung zu Felde zieht. Das Land halte fest, sagt er, an seinem durch so viele Jahrhunderte geübten und erprobten Richterwahlrechte. Es sei hinreichend, wenn die Regierung die Stellen bei den Appellhöfen besetze; die Richter in den Städten und Komitaten müssen jedenfalls vom Volke gewählt werden. Nur so habe das Volk eine Bürgschaft dafür, daß es unparteiische, ehrliche und vor Allem von der Regierung unabhängige Richter besitze. Die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, diese unumgänglichen Erfordernisse einer guten Gerichtspflege, sowie die Schwurgerichte seien noch immer kein Ersatz dafür, wenn dem Volke die freie Wahl seiner Richter

Dame, die —; ah, da kommt sie schon.“ „Ah“, sagte auch der Baron, und sein Gesicht wurde vergnügt, und er sah nicht mehr bedenklich in den reißenden Strom.

Mamsell Caroline Sellner, das reizende, unerfahrene, unschuldige Kind von kaum siebenzehn Jahren, nahte sich dem Fährprahm. Sie war allein. Nur ein Knecht aus dem Posthause folgte ihr mit ihren Reisefaschen. Der Baron trat ihr mit seinem vergnügten Gesichte entgegen. „Ah, Sie wollen ebenfalls über den Strom?“ „Ja“, antwortete sie verschämt. Sie hatte den Namen des vornehmen Herrn gehört, der so freundlich zu ihr sprach. Sie kannte den Namen. Sie war in der Residenz gewesen, und die Freiherren von Stromberg gehörten zu dem ersten Adel der Residenz, und sie war die einfache Krügerstöchter. Das trieb ihr das Blut in die frischen, schönen Wangen. „Wohnen Sie auf der andern Seite?“ fragte der Baron sie. „Ja, ein paar Meilen von hier.“ „Da sind Sie wohl mit der Gefahr des Wassers vertraut?“ „Ich könnte es nicht sagen; ich kam nicht oft herüber.“ „So fürchten Sie sich wohl?“ „O nein!“ sagte sie so natürlich. Den Baron schien es ein klein wenig zu verdrießen. Weil er selbst sich fürchtete? Oder weil er sich tapfer der jungen Dame hatte zum Beschützer, zum Retter anbieten wollen?

Sein Gespräch mit dem jungen Mädchen wurde unterbrochen. Die Aufmerksamkeit Aller wurde auf einen anderen Gegenstand gelenkt. Die Fährleute wollten eben vom Ufer abstoßen. „Halt! Heda! Halt!“ rief auf einmal eine befehlende Stimme hinten auf dem Lande. Es war eine weibliche Stimme. Alle sahen sich nach ihr um. Ein Wagen kam in vollem Trab von der Chaussee her, am Posthause vorüber herangefahren. Es war eine ländliche Kutsche, mit zwei starken, muthigen Pferden bespannt. Sie war an dem warmen, sonnigen Octobernachmittage offen. Man sah einen Mann und zwei Frauen darin sitzen. Eine der Frauen hatte gerufen, befehlend, laut, überlaut. Sie rief noch: „Wir wollen noch mit — Halt!“ Der Mann schien ihr zuzureden, daß sie schweigen solle. Sie rief lauter, befehlender: „Sieht man denn nicht, daß wir mit hinüber wollen?“ Die Fährleute hielten; aber sie lachten dabei. „Poh Wetter, das ist der reiche Steinauer mit seiner Frau. Die kann schreien.“ — „Wir sollten sie eigentlich nicht mitnehmen“, meinte Einer. „Ja, ja, sie sind geiziges Volk. Kein Mensch kann sagen, je einen Groschen Trinkgeld

von ihnen erhalten zu haben. „Seine Tochter ist dabei“, sagte ein Anderer, wohl ironisch; denn ein Dritter rief: „Die alte Schachtel ist die schlimmste von Allen.“

Sie hatten dennoch gehalten, und der Wagen mit seinen Insassen kam an der Fähr an. Die Insassen stiegen aus. Zuerst ein kleiner dünner Mann mit einem bescheidenen und klugen Gesichte, in dem man eigentlich nur Rechenegempel zu lesen glaubte. Außerdem sah man ihm den wohlhabenden, oder gar reichen Landmann an. Der reiche Steinauer, hatten ihn die Fährleute genannt. Er hob die Frau aus dem Wagen. Sie war eine große, kräftige, corpulente Frau, mit einem rothen, vollen Gesicht, in dem man die vollste Zufriedenheit mit sich und die vollendetste Verachtung für alles Andere las. Sie trug ein schwerseidenes Kleid und an dieser goldener Kette eine große goldene Taschenuhr. Beiden folgte ihre Tochter. Eine alte Schachtel, die die Schlimmste von Allen sei, hatte einer der Fährleute sie genannt. Sehr jung war sie nicht mehr; ihre fünf- oder sechsundzwanzig Jahre konnte sie zählen, und was das Andere anbetraf, so zeigte ihr gelbes, mageres Gesicht, das man nicht verblüht nennen konnte, weil es noch nie geblüht hatte, wenn nicht die volle Selbstzufriedenheit, doch die volle Weltverachtung ihrer Mutter. Auch war sie einfacher gekleidet, als diese, die sich mit Puz und Schmutz überladen hatte. Mit der Tochter schritt die Mutter stolz in den Prahm. Um den Mann bekümmerte sie sich nicht weiter, auch um den Wagen nicht; dafür war der Kutscher, und wenn es nöthig wurde, der Mann da.

„Macht Platz für meinen Wagen!“ rief der Kutscher den Fährleuten zu. Der Wagen des Barons mußte, um Platz zu machen, weiter in den Prahm hineingezogen werden. Die Fährleute schienen dagegen Bedenken zu haben. „Das Wasser geht hoch“, sagte Einer, „und zwei Wagen auf einmal — es könnte nicht gut thun.“ Der Herr Steinauer sah seine Frau ein wenig ängstlich an. Er mußte aber auch unterdesh gerechnet haben. Er trat an den ersten Fährmann heran. „Ich gebe ein Trinkgeld, Meister Waldmann.“ Er sprach leise, wohl damit es seine Frau nicht höre. Wenn ein Trinkgeld versprochen wird, der hört auch schon leise das Versprechen. „Gut!“ nickte der Fährmann zurück. Der Wagen des Baron Stromberg wurde tiefer in den Prahm hineingeschoben; der Wagen des Herrn Steinauer fuhr in den Prahm hinein. Der Prahm stieß vom Ufer ab.

(Fortsetzung folgt.)

entzogen würde. Durch die auf Lebenszeit von der Regierung ernannten Richter bilde sich das System jener bekannten Richter-Bureaukratie aus, die sich dem Volke entfremdet, eine eigene abgeschlossene Kaste bilde, der öffentlichen Meinung keine Rechnung trage, mehr oder weniger ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Regierungsgewalt werde und an den todten Buchstaben der Paragraphe sich anklammere, ohne in den Geist der Rechtsbedürfnisse des Volkes einzudringen.

Angekommene in Marburg.

Vom 27. März bis 1. April.

„Erzherzog Johann.“ Die Herren: Baron Falkenhäuser, lt. Oberst, Graz. Georgini, lt. Oberlieut., Graz. Biermann, Konzipient, Graz. Schredenthal, Handelsm.,

Wien. Knauer, Lehrer, St. Lorenzen. Gottscheber, Bauunter., Admont. Gutte, lt. Hauptm., Fiume.

„Schwarz, Adler.“ Die Herren: Klobner, Fabrikant, Wien. Ferini, Bauunter., Saldenhofen. Weber, Müllermt., Graz. Karlo, Wirth, Oberkeier. Toplak, Bäckermt., Friedau. Bottaba, Pharmaz., Graz. Koppert, Müllermt., Traßberg. Lorrini, Gastwirth, Trieste. Kerrath, Lehrer, Kapellen. — Die Frauen: Trost, Bezirksvorsteher-Gattin, Boitsberg. Merk, Hauptm.-Gattin, Graz. Kühnelt, Rittmeisters-Gattin, Graz.

„Sur Traube.“ Die Herren: Gutte, lt. Major, f. Familie, Graz. Meschede, lt. Hauptmann, f. Familie, Graz. Schönsfeld, Mediziner, Graz. Weidner, Kommiss., Mahrenberg. Gähler, Bräuer, Reife. Sigl, Privat, Friesen. Liber, Privat, Steinamanger. — Die Frauen: v. Körber, Majorswitwe, Graz. v. Ott, Private, f. Familie, Graz.

Verstorbene in Marburg.

Am 2. April: Fr. Emilie Erthman, 66 J., org. Herzfehler. — Martin Kray, Schneider, 48 J., Rippenfellentzündung.

Für die zahlreiche Begleitung unserer innigstgeliebten Mutter Frau **Emilie Trethan** zur letzten Ruhestätte sprechen wir hiemit allen Freunden und Bekannten unseren herzlichsten Dank aus.

Die trauernden Kinder.

Einladung.

(123)

Mittwoch den 4. April hält die landwirthschaftliche Filiale um 5 Uhr Nachmittag im Speisesaale des Casinos eine Sitzung, zu welcher nicht nur die Mitglieder der Gesellschaft, sondern auch die Herren Aussteller und Ausstellungs-Komitee-Mitglieder (für Graz, Wien und Paris) erscheinen wollen.

Tagesordnung:

1. Bericht in Angelegenheit des Memoranda an die Südbahn-Gesellschafts-Direktion.
2. Ausstellungs-Angelegenheiten.
3. Vorberathung des Programmes für die 43. allgemeine Versammlung der k. k. steiermärkischen Landwirthschafts-Gesellschaft.

Marburg den 31. März 1866.

Der Filial-Vorsteher.

3. 3881.

(125)

Edikt.

Vom k. k. Bezirksgerichte Marburg wird hiemit bekannt gemacht, daß am 7. April l. J. Vormittags von 11—12 Uhr hier bei Gericht die freiwillige öffentliche Feilbietung der dem Herrn Dr. Jakob Traun, Advokaten in Marburg, gehörigen Realität sub Urb. Nr. 39 ad Rothwein, bestehend in den beiden Ackerparzellen Nr. 555 pr. 1 Joch 505 Q.-M. und 556 pr. 1 Joch 1290 Q.-M., und zwar jede derselben abgetrennt stattfinden werde, wozu Kauflustige mit dem Bemerken eingeladen werden, daß die bezeichneten Parzellen nur um oder über den festgesetzten Auktionspreis u. z. Parz. Nr. 555 um 250 fl. und Parz. Nr. 556 um 350 fl. öst. W. werden hintangegeben werden, daß der Ersteher sogleich den zehnten Theil des Kaufpreises als Darangabe zu entrichten hat, und daß es den Kauflustigen freistehe, den bezüglichen Grundbuchs-Extrakt, das Schätzungsprotokoll und die Lizitationsbedingungen in den Amtsständen in der diesgerichtlichen Registratur einzusehen.

Marburg am 24. März 1866.

Nr. 3806

(116)

Edikt.

Vom k. k. Bezirksgerichte Marburg wird bekannt gemacht: Es sei die freiwillige Veräußerung des zum Nachlasse des Jakob Ormig gehörigen Schnittwaarenlagers, dann Gewölbs- und Zimmereinrichtung, Kleidung, Wäsche u. s. w., zusammen im gerichtlich erhobenen Schätzwerthe pr. 5475 fl. 19 kr. öst. W. bewilligt und hiezu eine Feilbietungs-Tagsatzung auf den 12. April 1866 und die darauf folgenden Tage jedesmal Vormittags von 9 bis 12 Uhr und Nachmittag von 2 bis 6 Uhr im Gewölbe und in der Wohnung des Erblassers Haus-Nr. 25 in der Grazer-Vorstadt zu Marburg mit dem Beisatze angeordnet worden, daß die feilzubietenden Gegenstände bei derselben nur um oder über den Schätzwert gegen sogleiche Barzahlung hintangegeben werden.

Marburg am 21. März 1866.

Dienstsuchenden

jeden Standes und jeder Kategorie werden Stellen vermittelt und besorgt, indem durch unsere ausgedehnten Verbindungen im In- und Auslande stets Aufträge zur Besetzung

vakanter Posten

angekündigt sind; ebenso werden **Compagnons, Associés, Theilnehmern, Comanditen** mit 1 bis 50,000 fl. Kapital die reellsten und lukrativsten Geschäfts-Anträge gestellt und besorgt in dem von der hohen k. k. Statthalterei konzeffionirten

Privat-Geschäfts-Comptoir, Wien, Wollzeile 9. (83)

Verantwortlicher Redakteur: Franz Wiesthaller.

Den verbindlichsten Dank allen Jenen, welche sich am letzten Charfreitage an der Aufführung der sieben Boten des Erlösers am Kreuze durch die Mitwirkung am Chore theilgenommen, sowie allen Jenen, welche zur Bestreitung der damit verbunden gewesenen Kosten Beiträge geleistet haben.

Holzschützen-Gesellschaft Marburg. (127)

Den 3., 4. und 5. April 1866 findet das Schlußschießen im Casino-Speisesaale statt.

Salon- und Garten-Eröffnung.

Ich habe die Ehre, meine ergebenste Einladung zur Wiedereröffnung meiner Sommerlokalitäten am **Sonntag den 1. April 1866** zu machen, und statte meinen innigsten Dank für den mir im vergangenen Jahre zu Theil gewordenen Besuch ab, mit der Bitte, mich auch in der heurigen Saison mit recht zahlreichem Zuspruch zu beehren, da ich stets bemüht sein werde, die Zufriedenheit meiner geehrten Gäste, was Küche, Keller und Bedienung betrifft, bestens zu erhalten.

Hochachtungsvoll

Jakob Schneid,

Gastwirth in Herrn Th. Gölz' Brauhaus.

119)

Bekanntmachung. Binnen 30 Tagen wird das ganze Lager fertiger Leinenwäsche für Herren, Damen und Kinder in allen erdenklichen Größen im **Central-Depot der ersten und größten Leinenwäsch-Niederlage und Wäschehandlung in Wien, Tuchlauben Nr. 11**, zur Hälfte des früheren Preises verkauft. Für die Echtheit, Reinheit, schönste Machart und passende Façon wird gebürgt und wird jedes Stück, welches nicht bestens paßt oder konvenirt, retour genommen.

Fertige Herrenhemden, beste Handarbeit:

Weißgarn-Leinenhemden, glatt	anstatt fl. 8.—	nur fl. 1.50
Feinere Sorte mit Haltenbrust	anstatt fl. 4.50	nur fl. 2.80
Feine Irländer oder Kumburger Hemden	anstatt fl. 6.—	nur fl. 2.80
Feine Kumburger Hemden, Handgespinnst	anstatt fl. 7.50	nur fl. 3.50
Allerf. Kumb. Hemden, schönste Handarbeit	anstatt fl. 10.—	nur fl. 4.50

Fertige Damenhemden, schönste Handarbeit u. Stiderei.

Glatte Leinen-Damenhemden mit Zug	anstatt fl. 4.—	nur fl. 1.90
Feine Schweizer-Hemden, Haltenbrust	anstatt fl. 5.50	nur fl. 2.80
Neue Façon, in Herz und Kader, gestickt	anstatt fl. 6.50	nur fl. 3.50
Eugenie, neue Façon, gestickt	anstatt fl. 7.—	nur fl. 3.50
Marie-Antoinette-Niederhemden	anstatt fl. 6.50	nur fl. 3.—
Victoria, gestickt und mit echten Valenciennes	anstatt fl. 16.—	nur fl. 7.—

Neueste Damen-Negligées und Frisir-Mäntel.

Elegante aus feinstem Perkal	anstatt fl. 11.50	nur fl. 5.50
Aus englischem Stoff, gestickt	anstatt fl. 18.—	nur fl. 8.50
Damen-Unterhosen aus Shirting, feinst	anstatt fl. 7.—	nur fl. 2.—
Damenhosen, gestickt, Leinwand	anstatt fl. 6.—	nur fl. 2.80
Damen-Nachtkorsetts, glatt	anstatt fl. 5.50	nur fl. 2.80
Elegante, reich gestickte Korsetts	anstatt fl. 12.—	nur fl. 5.50
Damen-Nachthemden mit langen Ärmeln	fl. 3.—, 3.50 bis 4.50.	

Feinste Leinen-Herren-Unterhosen

fl. 1.20, 1.50; feinste Kumburger 2.20.

Irländer Weben 48 Ellen	anstatt fl. 34.—	nur fl. 17.—
Feinste Irländer o. Kumburger 50 Ellen	anstatt fl. 60.—	nur fl. 24.—
Gute Leinen-Sacktücher, das halbe Dugend fl. 1, 1.50, 1.80 bis fl. 2.		
Feinste Sacktücher, auch in Leinen-Batist, das halbe Dugend fl. 2—2.50		

Für Echtheit und Reinheit der Waare wird gebürgt. Hemden, welche nicht bestens passen, werden retour genommen.

Musterhemden als auch Musterzeichnungen werden auf Verlangen zugesendet. Bestellungen aus den Provinzen gegen Nachnahme. Bei Bestellungen von Herrenhemden bittet man um Angabe der Halsweite. (96)

Zu vermieten

eine schöne Wohnung mit Sparherd-Küche, Speise, nebst separirtem Dachboden, Keller und Gartenantheil. Das Nähere bei Vincenz Randuth, Allee-Strasse Nr. 167. (63)

Druck und Verlag von Eduard Janschy in Marburg.